

Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer, Evangelische Landeskirche Anhalts

Elfter Sonntag nach Trinitatis, 16. August 2026, 10 Uhr

Predigt zu Lukas 18, 9-14

⁹ Einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte Jesus dieses Gleichnis: ¹⁰ Zwei Männer gingen zum Tempel hinauf, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. ¹¹ Der Pharisäer stellte sich hin und sprach bei sich dieses Gebet: Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. ¹² Ich faste zweimal in der Woche und gebe den zehnten Teil meines ganzen Einkommens. ¹³ Der Zöllner aber blieb ganz hinten stehen und wollte nicht einmal seine Augen zum Himmel erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig! ¹⁴ Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause hinab, der andere nicht. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Liebe Gemeinde,

ich wünschte, es gäbe mehr Pharisäer unter uns! Wir brauchen sie dringend! Wir brauchen diese Menschen, die Texte der Heiligen Schrift kennen, in und auswendig. Die in der Heiligen Schrift und ihren wichtigsten Auslegungstraditionen wohnen und leben wie in einem Zuhause. Die sich immer und immer wieder über die Texte der Heiligen Schrift ins Gespräch begeben, disputieren, lehren und dazu lernen wollen. Die Andere einladen und mit hineinnehmen in die Texte der Heiligen Schrift und Tradition. Die stets und ständig bemüht sind, ihr eigenes Verständnis biblischer Texte zu schärfen, zu verbessern, zu erweitern, und das aller anderen auch, damit unser Leben gelingt.

Ich wünschte, es gäbe mehr Pharisäer unter uns. Wir brauchen sie, diese wunderbaren Menschen, die den Willen Gottes nicht für einen Vorschlag halten – „kannste halten die Gebote wenn’s grad dran ist für dich, oder eben nicht.“ Sondern, die den Willen Gottes, die Gebote Gottes, die Weisungen Gottes als selbstverständliche, tägliche Richtschnur in ihrem Leben haben. Für die es keine Frage ist, ob sie sich an den Willen und die Worte Gottes halten. Sondern nur, wie das noch besser gelingen kann im Leben.

Wir brauchen sie dringend, diese wunderbaren Menschen, die freigiebig sind und das, was ihnen an Einkünften und Vermögen zuteilwird, mit anderen teilen. Ganz selbstverständlich.

Wir brauchen sie, diese wunderbaren Menschen, die für die Gemeinde beten. Die Tag und Nacht, morgens, mittags, abends im Gebet sind. Für die es selbstverständlich ist, das Leben und den Weg dieser Welt, ihrer Nachbarn und Familien, Freunde und Regierungen vor Gott zu bringen. Für die es völlig normal ist, über Weisung und Wegführung, Heilung und Klarheit, Erkenntnis und Dank, Klage und Fürbitte mit Gott im Gespräch zu sein.

Wir brauchen sie, all diese wunderbaren Pharisäerinnen und Pharisäer, die all dies tun und die so leben. Ich wünsche mir jedenfalls, es gäbe mehr davon unter uns.

Mehr Pharisäersein wagen! Ein eher seltener Ruf in der Kirchengeschichte. Ich bedauere das ausdrücklich. Diesem Ruf stand ein Bild der Pharisäer entgegen, das im Christentum über Jahrhunderte dominiert hat. Das Christen gepflegt haben, weil es dem Christentum genutzt hat und plausibel schien. Ein Stereotyp. Pharisäer, Pharisäertum, das war ein Synonym für Heuchelei, Falschheit, für Schwindelei, für Überheblichkeit, für Besserwisseri gewesen.

Es gibt nahezu kein positives Bild vom Pharisäertum, nicht mal bei denen, die gern Kaffee trinken. Langsam besser sich der Ruf – viel zu langsam. Eine Woche nach dem Israelsonntag ist das Nachdenken über diese so wichtige theologische Strömung des Judentums daher dringend erforderlich und an einem guten Platz im Kirchenjahr. Die Pharisäer waren eine große Bewegung mitten in der jüdischen Bevölkerung zur Zeit des zweiten Tempels. Eine gebildete Laienbewegung! Nach der Zerstörung des Tempels wurden sie eine treibende Kraft im rabbinischen Judentum, manche sagen: sie wurden sogar DIE treibende Kraft. Sie diskutierten engagiert zentrale Fragen ihrer Zeit: Wie mit Gott leben ohne Tempel? Wie sich – immer wieder neu, liturgisch, im Gebet, in der Schriftlesung mit Gott versöhnen, wenn der Tempel doch zerstört ist? Wo ist Gott, wenn nicht im Tempel? Wie gelingt jüdisches Leben unter den Bedingungen der römisch-hellenistischen Welt? Wenn es keinen Tempel mehr gibt, wie gelingt jüdischer Glaube dann ganz persönlich? Existentielle Fragen. Hoch angesehen waren die, die sich damit beschäftigten. Das neu entstehende Christentum war auf einem ganz anderen Weg – es wendete sich auch an die nicht-jüdischen, heidenchristlichen Gemeinden. Die eben nicht auf der Basis der genauen Kenntnis von Tora und Talmud ihre Ethik und ihr Gemeindeleben lebten, sondern im oft christenfeindlichen Umfeld zurechtkommen mussten. Feindbilder stiften Identität. Damals und heute. Sie schweißen zusammen, helfen bei Identitätsbildung. Fatal. Damals und heute. Das bewusst über lange Zeit kultivierte Pharisäerbild des Christentums, der christlichen Theologie und Pädagogik gehört zur Schuldgeschichte der christlichen Kirchen: Eine jahrhundertelange Fehldeutung der Pharisäer als übergenaue, lebensfeindliche Besserwisser, die Jesus doof finden, nichts verstehen und ihn dann auch noch bekämpfen und verraten.

So gelesen spielt der Lukas-Text im 18. Kapitel mit den Erwartungen und Vorurteilen über die Pharisäer. Und er spielt meisterlich damit. Und will vermutlich genau das. Schon in seiner Zeit spielt der Text mit dem Vorverständnis seiner Hörerinnen und Hörer, spielt mit unseren Erwartungen, mit unserer Meinungsbildung über Jahrhunderte. Kaum möglich, hier neutral zu bleiben. Denn die Sache schien ja nun über lange Zeit völlig klar zu sein. Wer hier die Guten sind und wer nicht. Böser Pharisäer, guter Zöllner.

Lukas setzt seinen theologischen Reflexhammer zielsicher an unser Predigthörererknie an und – zack, schon schnellts das Bein nach oben. Völlig klar, was in dieser Parabel miteinander verglichen werden soll. Das ist es doch, oder nicht? Bemerkenswert ist und bleibt, dass Jesus die Frömmigkeit des Pharisäers nicht kritisiert. Weder das Fasten noch das Verzehnten werden von höchster Stelle beanstandet. Auch die Gesetzes-treue wird nicht kritisiert. Nicht mal der Beruf des Zöllners und seine systemische Verbindung mit der Welt der verhassten römischen Besatzer. Lukas schwingt den Reflexhammer: Wo ist also der Vergleich im Vergleichnis? Beide – Pharisäer und Zöllner – haben eine systemische Rolle in der Gesellschaft, der eine in der Laienbewegung, der andere im römischen Finanzsystem. Beide haben Zugang zum Tempel, sind also kultisch rein. Beide gehen in den Tempel. Beide beten. Beide nutzt dafür Worte der Tradition, Psalmworte. Nichts zu beanstanden. Das Gleichnis bleibt darin neutral. Bislang bietet sich wenig uns erstaunlich wenig Stoff an für ein Urteil über beide.

Der Predigttext bietet Hinweise, wie so oft in einem Nebensatz: Das schöne Wort „sie blickten herab, sie verachteten“, bedeutet auch „tödliches Verachten“. Hier beginnen Distinktionen. Gefährlich, tödlich verachtet zu werden. Folgenreich. Und gemeint sind ausdrücklich nicht nur die Pharisäer, die andere tödlich verachten – gemeint ist eine ganze Gruppe von Menschen, deren Haltung solches Verachten ist. SIE sind die Adressaten des Gleichnisses. Ein weiteres Wort gibt Hinweise; der Zöllner steht und betet „von ferne“. Ein wichtiges Wort für Lukas. Im Gleichnis vom Reichen Mann und dem armen Lazarus z.B. sieht der reiche Mann Lazarus „von ferne“ in Abrahams Schoß sitzen. „von ferne“ folgt Petrus dem verhafteten Jesus. „von ferne“ stehen die Bekannten Jesu und beobachten die Kreuzigung. Von ferne, so beschreibt Lukas immer wieder eine ganz faszinierende Spannung von Distanz und Nähe zugleich. Zwischen nicht mehr fern, aber auch nicht nah. Ein Verhältnis, dass sich sogar selbst regulieren lässt. Wie nah, wie fern fühlten die Hörerinnen und Hörer des Gleichnisses damals sich von Gott? Wie nah oder fern fühlen Sie sich von Gott?

Liebe Gemeinde,

wie nah sind Sie Gott, und wie nahe ist Gott Ihnen? Oder wie fern? Und: Woran messen Sie das? Einer von beiden in unserem Gleichnis fühlt sich Gott unglaublich nah, der andere fühlt sich unglaublich fern. Beide können das messen. Der eine, weil er sich genau an alle Regeln hält und also in dem Sinne gar nichts verkehrt machen kann. Der andere, weil er täglich die gesellschaftliche Verachtung erlebt und sein systemisches Verstricktsein. So erzählt es Lukas der Gemeinde seiner Zeit. Der Predigttext bietet uns keine Anhaltspunkte, warum das so ist und woraus sich dieses Gefühl der Nähe oder Ferne genau speist. Auch daran: Keine Kritik von Jesus. Kritik kommt allerdings deutlich, als einer aus dieser so empfundenen und für ihn selbst verständlich erklärbaren Nähe ein Werturteil ableitet: Ich bin nah bei Gott, und deshalb bin ich etwas Besseres, deshalb bin ich nicht wie „die da“. Bei so einer inneren Haltung wird es fast unausweichlich, dass es zu einem Über- und Unterordnungsverhältnis kommt! Nicht die Frömmigkeit, sondern die Funktion der Frömmigkeit ist das Problem, auf das Jesus bei Lukas mit wenigen Worten meisterlich hinweist – wenn das Urteil der Hörenden längst gefallen ist. Wer froh ist, nicht zu sein wie die anderen, der ist in Gottes Wirklichkeit nicht angekommen.

Damit erschöpft sich der kurze Text noch lange nicht. Ein dritter Hinweis. Am Pharisäer macht Lukas die Haltung einer ganzen Gruppe stark wertender Menschen deutlich. Der Pharisäer ist nur sein Protagonist für uns, bis heute. Für die, die froh sind, nicht so zu sein wie die anderen. Ich habe mich beim Lesen der Lukasworte allerdings immer wieder gefragt: Sind nicht viele eher getrieben von dem Gedanken: „Herr, ich wär gern mehr wie die anderen“? Auch so eloquent, sportlich, schlagfertig, klug, musikalisch, angesehen, bibelfest und fromm, sangeskundig und urteilssicher, und, ja, auch gern mit vollem Haupthaar – wie viele andere? Was auch immer den Vergleich befördert – es ist genau diese vergleichende Haltung, die zum Kern der Sache führt.

Mündliche Fussnote: Es lohnt sich in diesen Wochen, unter dieser Hinsicht Wahlwerbung zu betrachten: Wer stabilisiert sich durch Abwertung anderer, wer nicht? Wer erzählt eine Geschichte von gelingenden Leben – und wer verhöhnt und verätzt andere?

Die Auslegungsgeschichte unseres Predigttextes in der weltweiten Ökumene ist vielfältig, sehr bunt, faszinierend und erkenntnisreich. Manche lesen die Begegnung vom Zöllner und Pharisäer viel stärker sozialkritisch. Und machtkritisch. Der Zöllner ist dann als einladende Identifikationsfigur ein gesellschaftlich ausgegrenzter Mensch, wie so viele. Verstrickt in ein ungerechtes ökonomisches und politisches System. Verachtet von der Bevölkerung. Ständigen Loyalitätskonflikten ausgesetzt. Wie so viele. Der Pharisäer steht dagegen für gesellschaftliche, für kirchliche und politische Eliten, die sich für etwas Besseres halten und die einfache Bevölkerung für geringer achten als sich selbst. Beide sind in solchen Lesarten sozial isoliert! Beide grenzen sich ab. Grenzen, über die Jesus sich mutig, konsequent, unkonventionell hinwegsetzt. Und klar benennt, was wesentlich bedrohlich ist für das Reich Gottes. Der eine sieht sich oben, der andere unten. Gottes wohltuende theologische Arithmetik, auch Demut genannt, bringt beide wieder auf Augenhöhe – einfach wundervoll. Danke, Lukas!

Dass die Zöllner eine Zukunft haben, daran wird wenig Zweifel bestehen. Aber welche Zukunft haben die Pharisäer? Ich hoffe jedenfalls, sie haben eine! In Zeiten, in denen Hauptamtliche in der Kirche immer weniger werden und immer weniger Menschen biblische Texte auch akademisch studieren mögen, ist eine biblisch sehr gut ausgebildete Bewegung von Laien, die lebt was sie lehrt und glaubt, die Zukunft unserer Kirche! In den vergangenen Tagen bin ich mit einer Gruppe aus meiner Landeskirche durch Anhalt gepilgert. Von Ballenstedt durch den Ascherslebener Korridor nach Bernburg und weiter nach Köthen. Viel Gegend. Viele Kirchen. In einem kleinen Ort empfängt uns ein Ehrenamtlicher, Vorsitzender des Kirchengermeinderates, mit 50 Jahren erst zum Glauben gekommen, nun das Rückgrat der kleinen Gemeinde.

Er zeigt uns die bunten Bleiglasfenster aus dem 18. Jahrhundert. Eines beult sich bereits gefährlich nach außen, kurz vor dem Zerschellen. Kostbare Zeichen des Glaubens aus einer anderen Zeit, zum Zerreißen gespannt und gefährdet. „Lasst sie uns doch erstmal sichern und einlagern“, sagt er. „Lasst uns einfaches Glas einfügen stattdessen. So wie wir es eben gerade bezahlen können in dieser Zeit. Und wenn wir dann wieder mehr sind, mehr Menschen hoffen und glauben und in dieser Kirche Ruhe finden und die Hektik draußen lassen, wenn die Kirche wieder jeden Sonntag so voll ist wie zu Weihnachten, dann haben wir sie noch, diese kostbaren Fenster und Farben.“ Und dann sagt er: „Mir hat jemand gesagt, die Hoffnung stirbt zuletzt. Aber das stimmt nicht! Die Hoffnung stirbt nie! So habe ich es in der Bibel gelesen, und so stimmt es!“ Da stockte es in den Hälsen unserer kleinen Pilgergemeinschaft – vor so viel Herzensbildung, Schriftverständnis und Glaubenskraft!

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

PS: Für Hinweise zum Predigttext danke ich sehr herzlich Vikar Frieder Konstabel (Ballenstedt).